

Leseprobe aus:

**Sjöberg**

**Wozu macht man das alles?**

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© © Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER



## Edition Akzente

Fredrik Sjöberg  
Wozu macht man das alles?

Geschichten und Essays

Aus dem Schwedischen  
von Paul Berf

Carl Hanser Verlag

Die schwedischen Originaltexte erschienen erstmals in  
*Den utbrände kronofogden som fann lyckan*  
(Nya Doxa, Nora 2008) und *Varför haller man på?*  
(Albert Bonniers Förlag, Stockholm 2012).

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25064-2

© Fredrik Sjöberg 2008, 2012

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2016

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

© Ingvar Sjöberg

Satz: Angelika Kudella, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014889**

## Inhalt

Vorwort .....	7
Bing! .....	11
Sammler Denker hin und zurück .....	27
Peter der Tote .....	49
Der ausgebrannte Steuereintreiber, der das Glück fand .....	63
Innig zu lieben und ohne Feigheit Vollkommenheit anzustreben .....	81
Wozu macht man das alles? .....	99
Über die Kunst des Essays .....	117
Anna und Rutger .....	137
Ekelöf in der Sommernacht .....	153
Die Ideengeschichte der Stecknadelflechten .....	169
An Thomas de Quinceys Grab .....	193
Vater .....	205
Textnachweise .....	221



## Vorwort

Natur ohne Menschen ist auf die Dauer unerträglich; Kultur ohne Grün ebenso. Die folgenden Essays sind deshalb häufig in einer Grenzregion angesiedelt. Insekten in allen Ehren, aber Menschen interessieren mich trotz allem mehr. Naturforscher und Künstler verlocken mich, über sie zu schreiben, genauso wie die biologische Vielfalt, die Schwedens Natur ausmacht. Als ich dann nach Deutschland kam, wuchs mein Vorrat an Geschichten.

Entsprechend verändert war mein Blick, als ich im Frühjahr 2010 nach einem Jahr in der schönen Stadt Bamberg nach Hause zurückkehrte. Ich hatte etwas gefunden, sowohl in der Landschaft als auch in meinem Schreiben. Im Herbst verlor ich dann meinen Vater, den Fotografen Ingvar Sjöberg, geboren 1920, und um seine Geschichte zu erzählen, kehrte ich später nach Bayern zurück. Dort entstanden die Essays, die für dieses Buch noch fehlten.

Da mein Vater nicht mehr ist, habe ich mich in letzter Zeit recht lange mit seinen Bildern beschäftigt, was wiederum dazu geführt hat, dass ich entgegen allen früheren Prinzipien eine Handvoll Fotos in das Buch eingeschmuggelt habe. Ein paar von seinen, ein paar von meinen sowie zwei weitere von Strindberg, dem Narren.

Ja, schon auf der nächsten Seite möchte ich eine von Vaters Aufnahmen veröffentlichen, in erster Linie, um etwas über seinen Sinn für Bilder, seinen Blick für das Motiv zu sagen, nach dem ich selbst immer gesucht habe. Das Foto wurde an einem bewölkten Maitag 1960 aufgenommen, nahe Jönköping, und zeigt den Vater des Fotografen und mich, des Fotografen zweijährigen Sohn. Oder besser gesagt, das





Bild zeigt den Ort, an dem Vater aufwuchs. Das Gartentor und die Weiden bis zum Wald. Den Weg hinaus. Großvater war damals alt, und Vater hinter der Kamera hatte gerade seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert.



In meinen Augen ist dieses Foto zudem das Bild von drei Generationen in einer für unsere Familie recht typischen Form der Geselligkeit. Wir stehen einander nahe, aber jeder ist für sich beschäftigt.



## Bing!

Als ich das erste Mal an der Abfahrt zur Binghöhle vorbeikam, passierte etwas. Trotzdem fuhr ich weiter; ohne anzuhalten fuhr ich ins zehn Kilometer weiter liegende Gößweinstein, um nach einer tausendjährigen Linde Ausschau zu halten, die dort stehen sollte, und es war nicht weiter schwierig, sie zu finden, da sich herausstellte, dass sich der Umfang ihres Stammes auf elf Meter belief. Schon im 13. Jahrhundert war diese Linde groß genug, um urkundlich erwähnt zu werden. Inzwischen war sie möglicherweise nicht mehr kerngesund, aber noch am Leben und üppig grün an ihrem Standort, an einer Kreuzung nahe der berühmten Wallfahrtsbasilika des Dorfs. Doch davon wollte ich hier eigentlich nicht erzählen, sondern von dem anderen – diesem eigentümlichen Klang, der in meinem Kopf entstand, als ich an jenem Schild vorbeikam, demzufolge an dieser Stelle abfahren muss, wer zur Binghöhle gelangen will.

Es klingelte sozusagen in meinem Inneren, wie eine Mikrowelle es tut, wenn das Essen fertig ist. Bing! Eine Erinnerung wurde hochgeschwemmt, versank aber ebenso schnell wieder. Es sollte Monate, ja, Jahre dauern, bis mir einfiel, worum es ging.

Die Binghöhle ist eine Tropfsteinhöhle. Man findet sie oberhalb des Dorfs Streitberg kurz hinter Ebermannstadt im Wiesental, das zu den schönsten Tälern gehört, die ich jemals gesehen habe. Ein Paradies. Wir werden allen Grund haben, dorthin zurückzukehren, sowie zur Fränkischen Schweiz, durch die sich dieses Tal schlängelt. Es ist eine im klassischen Wortsinn romantische Berg- und Hügellandschaft, die in ein Dreieck eingeklemmt liegt, dessen Ecken

im Süden von Nürnberg, im Nordwesten von Bamberg und im Nordosten von Bayreuth markiert werden, also in Oberfranken. Doch zunächst ein paar Anmerkungen zur Höhlenforschung – die mich niemals, jedenfalls nicht handgreiflich, angezogen hat. Mein Interesse an Höhlen ist im Großen und Ganzen theoretisch und übermannt mich nicht besonders oft, aber es kommt durchaus vor.

Der letzte Anfall wurde von einem Brief Bruce Chatwins ausgelöst. Er war krank. Die Infektion, die bald darauf sein kurzes Leben beenden sollte, setzte ihm arg zu und er wurde immer schwächer, aber da dies Ende der achtziger Jahre geschah, als AIDS noch etwas war, worüber man nur ungerne sprach, nannte er in seinen Briefen ganz andere Erklärungen für seinen Zustand. Nicht, dass er gelogen hätte; er ließ lediglich Raum für anderslautende, gleichsam farbigere Theorien. Vielleicht war es auch eine Frage von Autosuggestion, was weiß ich. Jedenfalls findet man einige dieser Briefe in dem von Elizabeth Chatwin und Nicholas Shakespeare herausgegebenen Band *Der Nomade*, und in einem von ihnen stürmt ein junger Immunologe zur Tür des Krankenzimmers herein, als würde er eine Theaterbühne betreten.

»Sind Sie«, fragte der Arzt völlig außer Atem, »in den vergangenen fünf Jahren in einer Fledermaushöhle gewesen? Wir vermuten, Sie haben einen Knochenmarkpilz, der sich im Kot von Fledermäusen entwickelt.« Und natürlich war er dort gewesen. Sowohl auf Java als auch in Australien hatte Chatwin solche Höhlen besucht. Aber, fährt er in seinem Brief fort, als die Ärzte den Pilz eine Weile gezüchtet hatten, mussten sie die Fledermaustheorie wieder verwerfen. Stattdessen handelte es sich um einen Pilz, der bis dahin nur durch zehn chinesische Bauern sowie den Kadaver eines Schwertwals bekannt war, der auf der Arabischen Halbinsel ans Ufer gerieben worden war. Was die Phantasie natürlich, ganz im Sinne des Autorentemperaments, mindestens genauso beflügelte.

Ich selbst war allerdings schon bei den Fledermäusen hängen geblieben. Es war nicht das erste Mal. Schon vor Jahren, im Vorfeld einer Reise zum Grand Canyon, Arizona, hatte ich einige Zeit und Energie darauf verwandt, einer Geschichte ähnlichen Kalibers nachzugehen, auch sie mit einem Engländer in der Hauptrolle.

Schauplatz war damals Bat Cave gewesen, also jene Höhle im Grand Canyon, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckt wurde und in der man unfassbare Mengen von Fledermauskot vorfand, in Jahrtausenden angehäufte, meterdicke Schichten aus Guano, der damals einen hohen Preis auf dem Nitratmarkt erzielte. Man benutzte ihn zwar nicht zur Herstellung von Schießpulver wie die Chinesen, aber als Düngemittel war dieser Fledermausmist unschlagbar. Und, wie gesagt, teuer. Als die U. S. Guano Corporation die Höhle in den fünfziger Jahren erwarb, tat sie das folglich, um sich eine goldene Nase mit ihr zu verdienen. Soweit ist die Geschichte halbwegs bekannt, genau wie das folgende Fiasko, für das eine Fehleinschätzung des Guanovorkommens und der technischen Schwierigkeiten beim Abbau verantwortlich waren.

Meine Neugier wurde allerdings bloß von einem einzigen Detail geweckt. In der Literatur zu diesem gescheiterten Guanoabbau wird es in wenigen Sätzen erwähnt, nicht mehr. Es verhielt sich nämlich so, dass der Besitzer gegen Ende dieses industriellen Abenteuers, als der Konkurs bereits vor der Tür stand, einen, wie es heißt, »zurückgezogen lebenden Engländer« einstellte, dessen einzige Aufgabe darin bestand, den Eingang der Höhle zu bewachen und so dafür zu sorgen, dass sich kein Unbefugter Zutritt zu ihr verschaffte, falls draußen in der Wildnis tatsächlich jemand auf diese Idee kommen sollte.

Von diesem Mann erzählt man sich, dass er sich, wie die Briten im Allgemeinen, gern mit Haustieren unterschiedlicher Art umgab, »aber die einzigen, denen es mit seiner

Hilfe gelang, an diesem kochentrockenen und unwirtlichen Ort zu überleben, waren Skorpione und Echsen. Er pflegte die Echsen mit den Skorpionen zu füttern.« Ich konnte ihn mir lebhaft vorstellen, wie er dort tagein, tagaus herumsaß, beschäftigungslos, aber standhaft, umgeben von mageren Zauneidechsen, als eine leibhaftige Bestätigung all meiner Vorurteile gegen Engländer. Diesen Mann, sein Lebensschicksal, versuchte ich aufzuspüren. Aber ich fand ihn nicht. Zwei Wochen verbrachte ich im Grand Canyon und seiner Umgebung und fragte jeden, dem ich begegnete, aber niemand hatte jemals etwas von ihm gehört. Ich gab auf.

In manchen Phasen ist es das Einzige, was ich tue – aufgeben –, aber solange der Spaß währt, hoffe und glaube ich trotz allem und lerne Dinge, die mir mit etwas Glück bei anderer Gelegenheit von Nutzen sein können. Außerdem ist es immer spannend, eine Spur zu verfolgen, selbst wenn sie schließlich im Sand verläuft. So sah ich mich damals beispielsweise veranlasst, das Buch *Merde* des britischen Biologen Ralph A. Lewin zu lesen, eine mit Fakten gespickte kleine Schrift über Koprologie (das Studium der Exkremente), deren markiger Titel dem Vernehmen nach ein wörtliches Zitat zur Einschätzung der Lage gewesen sein soll, das Napoleons General Cambronne nach der Schlacht bei Waterloo im Juni 1815 entfuhr.

Lewin, der 2008 im Alter von 87 Jahren das Zeitliche segnete, war eigentlich Experte für einzellige Algen und erlangte einen gewissen Ruhm, als es ihm gelang, eine wissenschaftliche Erklärung dafür zu liefern, warum die Eisbären im Zoo von San Diego grün geworden waren, aber er war auch, wie viele andere freie Forscher, offen für zahlreiche andere Dinge. So veröffentlichte er einige Gedichtsammlungen und übersetzte *Puh, der Bär* ins Esperanto. Aus irgendeinem Grund beschäftigte er sich jedenfalls auch mit Koprologie und kam dabei auf die Reichtümer zu sprechen, die man im Laufe der Jahre in Fledermaushöhlen angetroffen hatte.

Höhlen sind stabile Ökosysteme. Die Zeit vergeht, es verändert sich nichts. Fledermausguano kann sich deshalb in wahrhaft sagenhaften Mengen anhäufen, in zehn, zwanzig Meter dicken Schichten, wenngleich sie nicht ganz so mächtig sind wie die Vorkommen von Kormoran- und Pelikanmist, die es auf einigen kleineren peruanischen Inseln gibt oder vielmehr gab, in Schweden bereits 1860 als »Guanoinseln« bekannt. So nachzulesen in einer Zeitschrift, die von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlichen Wissens herausgegeben wurde. Einige Jahre später, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, geschah es dann, dass die Gewässer rund um diese Inseln zum Schauplatz eines ausgewachsenen Seekriegs zwischen Spanien und Peru wurden, denn Vogelkot war damals ein ebenso wichtiger strategischer Rohstoff wie heute Öl, und Guano stand lange für den größten Teil der peruanischen Exporteinnahmen.

Aber wir kommen eindeutig vom Thema – der Binghöhle – ab, von diesem seltsam kontrastreichen, magischen Wort, das in einer dunklen und düsteren Grube endet, aber heiter, leicht und wohlklingend wie ein fröhlicher Signalton beginnt. Das Lautbild verfolgte mich genauso wie die Erinnerung, die so schnöde verschwand, so dass ich zu Beginn des Herbstes erneut nach Streitberg fuhr und die Höhle besichtigte. Das Wiesenttal liegt unweit von Bamberg, wo ich in jenem Jahr mein Basislager aufgeschlagen hatte. Der Teil Oberfrankens, der wegen seiner engen Täler und dramatischen Felsformationen heute die Fränkische Schweiz genannt wird, besteht größtenteils aus Kalkstein aus dem Jura vor ungefähr 150 Millionen Jahren, und dank der Witterung sind sowohl über- als auch unterirdisch eigentümliche Formationen entstanden. Die Gegend ist bekannt für ihre verschlungenen Höhlensysteme.

Nun erfuhr ich, dass der merkwürdige Name dieser speziellen Höhle daher rührte, dass ihr Entdecker ein Spielzeugfabrikant aus Nürnberg namens Ignaz Bing (1840–1918)



war, ein Mann, der sich Anfang des Jahrhunderts in Streitberg eine prunkvolle Villa erbauen ließ und sich in seiner Freizeit mit Archäologie und Höhlenforschung beschäftigte. Diese Information brachte mich leider nicht weiter. Spielzeug gehört nicht zu meinen Spezialgebieten, wahrscheinlich, weil ich als Kind nicht besonders viel davon besaß. Ich beschäftigte mich lieber mit Insekten, und war deshalb im Unterhalt ausgesprochen günstig. Die Gebrüder Bing, so der Name der Firma, sollen auf mechanische Blechspielzeuge spezialisiert gewesen sein, und als die Produktionszahlen ihren Höchststand erreichten, arbeiteten in den Fabriken des Unternehmens bis zu 16 000 Angestellte, so dass noch heute einiger Krepel im Umlauf ist, um den sich bei Spielzeugauktionen die Sammler balgen.

Die Höhle selbst war nichts Besonderes. Ein ziemlich ordinärer Gang durch den Berg: einige hundert Meter voller Stalaktiten und Stalagmiten, enge und geräumigere Passagen, beleuchtete Säle, zu denen die enthusiastische junge Fremdenführerin ununterbrochen irgendetwas erzählte, wovon ich nicht einmal die Hälfte verstand. Aber so viel begriff ich immerhin, an einer Stelle, an der ein unterirdischer Wasserlauf zutage trat und ein kleines Bassin bildete, hatte man erst kürzlich ein Krestier aus der Gattung *Bathynella* entdeckt. Ein lebendes Fossil, unverändert seit dem Karbon vor 350 Millionen Jahren. Unter Höhlenbiologen eine Welt-sensation. Alle in der Besuchergruppe beugten sich vor und spähten intensiv in die kleine Wasseransammlung, woraufhin unsere Führerin rasch ergänzte, dass Krestiere dieser Art selten größer als anderthalb Millimeter werden. So viel zu dieser Sensation. Plötzlich überkam mich große Müdigkeit. Kalt war es auch. Ich nahm den kürzesten Weg zurück ins Licht.

Es gibt immer etwas anderes, wonach man suchen kann. Im Wiesenttal und den umliegenden Tälern ist die Landschaft außerdem so herrlich, dass wirklich jeder innehalten

und das Denken einstellen kann – als wäre die Jagd vorüber, als bräuchte man nicht mehr als ihren Anblick. Ende Mai 1793 durchstreifte der Jurastudent Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773–1798) zwei Wochen lang die Fränkische Schweiz und schrieb hinterher einen langen Brief an seine Eltern daheim in Berlin, in dem man die folgenden Zeilen lesen kann:

»Um Streitberg ist eine der schönsten Gegenden, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Das Dorf liegt am Eingang eines Tales, das sich in mäßiger Breite zwischen bewaldeten Felsen, aus denen aber viele nackte Blöcke und Pfeiler hervorragen, in manchen Krümmungen durchwindet. Durch das Tal schlängelt sich die Wiesent, von kleinen Büschen eingefasst und von frischen Wiesen umgeben. Der kleine Fluß ist merkwürdig, weil er die größten und wohlschmeckendsten Forellen gibt, die man hier beständig haben kann.«

Wackenroder reiste in Begleitung seines Friends, des Dichters Ludwig Tieck (1773–1853), der bei dieser Gelegenheit ebenfalls einen später berühmten Reisebrief verfasste. Ja, tatsächlich werden diese beiden sehr langen Briefe, von denen manche behaupten, sie seien die eigentliche sprudelnde Quelle der deutschen Romantik, noch heute, mehr als zweihundert Jahre später, in neuen Auflagen gedruckt. Man hat gesagt, die Geburtsstunde der Romantik in Deutschland falle auf den 13. Juli 1793, als Wackenroder in Bamberg den Dom aus dem 13. Jahrhundert besuchte und von der prunkvollen katholischen Messe überwältigt wurde, wofür ich volles Verständnis habe, denn ich bewohnte lange eine Wohnung, die nur einen Katzensprung von dieser gewaltigen Kathedrale entfernt lag. Dennoch möchte ich behaupten, dass der eigentliche Geburtstag auf einen Tag zwei Monate zuvor fiel, auf den 20. Mai, als Tieck und er bei schönem Wetter durch das Tal Richtung Streitberg ritten. Es war ein Frei-

tag und die jungen Männer waren bestens gelaunt. Tieck schreibt:

»Hinter Ebermannstadt reitet man immer durch ein äußerst romantisches Tal, durch das sich die Wiesent in vielen Krümmungen schlängelt. Zu beiden Seiten hat man ziemlich hohe Berge, geradeaus ebenfalls Berge vor sich. Ich habe noch wenig so schöne Tage als diesen genossen; es ist eine Gegend, die zu tausend Schwärmereien einladet. Oh, die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! Hier nur ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erhabene stimmt ihn erhaben, – nur in einer solchen Gegend schöne brave Republikaner! – Oh Schweiz, Frankreich – wenn ich doch hinfliegen könnte, mit genießen und mit für die Freiheit sterben!«

Und nun gehörte diese Landschaft mir. Bamberg ist eine Stadt, in der man wunderbar wohnen kann, und der dumpfe Klang der Domglocken wird für immer in meinem Gedächtnis widerhallen, aber sooft ich nur konnte, fuhr ich in die Berge hinauf. Es sind nur zwanzig Kilometer. Heiligenstadt, Muggendorf, Pottenstein; die Dörfer und die Wanderwege dort sowie die Wirtshäuser, die es in jedem noch so kleinen Weiler gibt, steigern das Naturerlebnis in einem solchen Maße, dass man sehr schnell aufhört, Natur und Kultur als separate Phänomene zu betrachten. Die Landschaft bildet einen Zusammenhang wie sonst nie und wird zu etwas Größerem als bloß der Summe ihrer Teile, und auch wenn ich weiß, dass diese Beobachtung banal ist, kann ich es einfach nicht anders ausdrücken. Es ist dort schlichtweg unglaublich schön. In dieser Gegend zu wandern oder auch nur mit dem Auto zu fahren, das Radio auf *Fritz got the hits* eingestellt, ist unbeschreiblich.

Vor Wackenroder und Tieck gab es nichts. Oder richtiger,

alles lag schon da, aber die Region war ein entlegener Winkel, für den sich außer den Einheimischen kein Mensch interessierte. Deshalb werden die beiden jungen Schriftsteller gemeinhin als die Entdecker dieser Landschaft betrachtet. Hier gab es die wilde Schönheit und ursprüngliche Schlichtheit, die sie benötigten, um den kargen Rationalismus ihrer Zeit herauszufordern. Daheim in Berlin hatte sich die Aufklärung festgefahren und war in pedantischem Nützlichkeitsdenken erstarrt; der freudlose Protestantismus machte die Sache auch nicht besser. Sie suchten etwas anderes, in der Kunst, der Musik, der Literatur – und in der Landschaft. Binnen kurzem war die Fränkische Schweiz eine Region, in die man wegen ihrer dramatischen Schönheit pilgerte. Nürnberg und andere mittelalterliche Städte in Bayern oder Maler wie Albrecht Dürer können gewissermaßen auch zu den Entdeckungen der frühen Romantiker gezählt werden, aber das war ja im Grunde nichts Neues, sondern eher eine Renaissance. Nur die Natur war ein weißer Fleck auf der Karte gewesen.

Lange glaubte ich, dass die Landschaftsmotive eines Caspar David Friedrich und anderer Maler aus jener Zeit zumindest teilweise frei erfunden wären – jähle, übertrieben szenische Felsvorsprünge und -schluchten –, doch in Oberfranken erkannte ich, dass es das alles tatsächlich gab. Und als ich dann die Romantiker las, Wackenroder, Tieck und Friedrich von Hardenberg, der sich Novalis nannte und mit der blauen Blume das zentrale Symbol der Romantik formulierte, wurde mir zudem so manches klar über die innige Liebe der Deutschen zur Natur und ihre Angewohnheit, alle naslang zu ausgedehnten Wanderungen aufzubrechen, denn keine Gestalt verkörpert das Ideal der Romantik so sehr wie der Wanderer.

Nun gut, ich verließ also die Binghöhle und ging meines Wegs, zwar nicht völlig deprimiert, aber doch ein wenig enttäuscht über das, was offenbar eine falsche Fährte gewesen war. Es sollte jedoch nicht lange dauern, bis frischer Schwung

in die Sache kam und auf die Frage, warum der Name Bing weiterhin klingelte und lockte wie eine ferne, verheißungsvolle Erinnerung, schließlich doch eine Antwort gefunden werden konnte. Und als Bestätigung dafür, dass man grundsätzlich die Augen aufmachen und für alles offen sein sollte, fand ich den entscheidenden Hinweis während eines morgendlichen Spaziergangs ein Jahr später in der langweiligen Luitpoldstraße in Bamberg.

Ich war auf dem Weg zum Bahnhof und las wie üblich im Gehen die Inschriften auf den sogenannten *Stolpersteinen*, die es in vielen deutschen Städten auf den Bürgersteigen gibt, Pflastersteine aus Beton, mit einer Messingplatte überzogen, die den Namen eines Menschen angibt, der früher in dem entsprechenden Haus lebte, dann aber verhaftet und deportiert wurde oder auf andere Art verschwand. Juden, Homosexuelle, Roma und Sinti und andere. Der Künstler Gunter Demnig hat das Projekt Mitte der neunziger Jahre initiiert, und heute gibt es diese Steine zu Zehntausenden in ganz Europa. Gelegentlich kann einem ja, zwei Generationen nach dem Krieg, der ketzerische Gedanke kommen, dass die Schamindustrie in Deutschland allmählich ein wenig übertreibt, aber in diesem Fall erfüllt jedes kleine Denkmal gerade deshalb seine Funktion, weil ein Name, eine Adresse und ein paar Jahreszahlen im Bürgersteig einem das Tor zu einer biografischen Erzählung öffnen, auch wenn es immer eine traurige ist.

Auf dem Stolperstein vor dem Hauseingang der Luitpoldstraße 40 in Bamberg steht jedenfalls Folgendes zu lesen: »Hier wohnte Grete Bing, geb. Hesslein, Jg. 1872. Gedemütigt, entrechtet. Flucht in den Tod 14. 11. 1938.«

Die Familie Bing erweist sich als groß und weit verzweigt. Ihre Herkunft lässt sich bis ins rheinland-pfälzische Bingen zurückverfolgen, wo man Juden seit dem Mittelalter zumindest zeitweilig in Frieden leben ließ. Ansonsten ist die Stadt jedoch vor allem wegen der charismatischen Predigerin Hil-

degard von Bingen (1098–1179) ein Begriff, Autorin eigentümlicher mystischer Bücher über Kräuterheilkunde und als Heilige verehrt, obwohl die missgünstigen Päpste sie niemals offiziell zu einer solchen erklärten. Wie auch immer, von dort kam die Familie und daher stammte ihr Name. Ich habe nie herausgefunden, wer Grete Bing war, glaube aber zu verstehen, warum sie nicht mehr leben wollte.

Nicht nur die frühen Romantiker hatten nämlich ein Faible für Frankens reiche Kultur und Natur; auch die Nationalsozialisten besaßen hier großen Rückhalt und folglich war der Pöbel in Bamberg programmgemäß gründlich, als man in der Reichspogromnacht 1938 die Synagoge niederbrannte, während Grete und ihre Angehörigen alle Rechte verloren.

Ignaz Bing, der Mann mit der Höhle, war da natürlich längst tot, so dass es ihm erspart blieb, die große Katastrophe zu erleben. Aber die Erkenntnis, dass die Familie jüdischer Abstammung war, veranlasste mich dennoch, zu seiner Geschichte zurückzukehren. Was passierte eigentlich mit der so erfolgreichen Firma »Gebrüder Bing«?

Den Betrieb aufgenommen hatte sie bereits 1865, und nur zwei Jahre später hatte die Fabrik über hundert Angestellte. Man produzierte Spielzeug, Küchenutensilien, Christbaumschmuck, Modeaccessoires und so weiter, und nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870–71, als das neu gegründete Deutsche Reich standardisierte Maßeinheiten einführt, feierte man darüber hinaus Verkaufserfolge mit Linealen, Gewichten und Endmaßsätzen. Die Geschäfte liefen gut, die Firma wuchs, und als in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts das weltumspannende Teddybärfieber grassierte, ließ man sich nicht lange bitten. Der Markt schien unersättlich.

Hintergrund war der vielfach kolportierte Zwischenfall im November 1902, als der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt, auch Teddy genannt, während einer Bärenhatz einem Jungbären Auge in Auge gegenüberstand, den einer seiner gehorsamen Treiber an einen Baum gefesselt hatte.

Er brauchte nur noch abzudrücken. Doch der Präsident weigerte sich, da er das unsportlich fand, was ihn natürlich ehrt. Danach wurde der Vorfall schnell zum Gegenstand scherzhafter Kommentare in der Presse. Und da sich dies nun einmal in den USA ereignete, dauerte es nur ein paar Monate, bis sich gewitzte Geschäftsleute ein zottiges Spielzeug einfal- len ließen, das sich den Namen des Präsidenten leihen durfte. Der Teddybär war geboren. Danach ging alles sehr schnell.

Wie gesagt, Spielzeug ist nicht unbedingt mein Spezial- gebiet, aber ich konnte trotzdem nicht der Versuchung wi- derstehen, ein Exemplar von *Bing-Bears* zu erwerben, ein vor relativ kurzer Zeit veröffentlichtes, ziemlich schreckliches, großformatiges Buch voller schmalziger Bilder, die Teddy- bären unterschiedlicher Jahrgänge zeigen. Eine amerika- nische Ausgabe für Sammler, vervollständigt durch Indus- triegeschichte, Preisangaben und detaillierte Erläuterungen dazu, wie sich das Alter eines echten Bing-Bären bestimmen lässt. Schon deren Originalmarkierung (im Ohr oder unter dem linken Arm) ist eine Wissenschaft für sich, aber Samm- ler sind nun einmal eine unverbesserliche Spezies und im Übrigen schadet es nicht, sich ein wenig auszukennen, denn ein gut erhaltener Teddybär der Gebrüder Bing kann einem locker mehr als zehntausend Dollar einbringen.